



hierbei einerseits die These, dass saliente Merkmale in formelleren Kontexten mit stärkerer sprachlicher Selbstkontrolle (Vorlesen, Interview) stärker vermieden werden als in spontaner, familiärer Alltagskommunikation (CHAMBERS 2003: 4-6). Zum anderen wird der Frage nachgegangen, inwieweit die Vermeidung von Varianten in formelleren Kontexten durch lokale oder regionale

Bewertungsstrukturen und Gebrauchsnormen gesteuert wird, wie sie in den Tests ermittelt werden. Um zu prüfen, ob diese Varianten als regional oder lokal verbreitete Merkmale wahrgenommen werden und insofern lokale oder regionale Identifikationsmuster auslösen können, werden die Ergebnisse der Arealitätstests (Mental Maps) vergleichend mit herangezogen.

3. Terminologische Vorklärungen

Aufgrund der terminologischen Heterogenität der dialektologischen Forschung erscheint es notwendig, vor der Beschäftigung mit dem aktuellen Stand der norddeutschen Regiolekten zunächst die wichtigsten im SiN-Projekt verwendeten Termini zu definieren. Hierbei beschränken sich die Erläuterungen auf die für alle Teilprojekte gleichermaßen grundlegenden Begriffe. Spezifische Festlegungen im Kontext der sprecherbiografischen, wissenssoziologischen, gesprächsanalytischen oder perzeptionsdialektologischen Perspektive werden in den jeweiligen Teilstücken diskutiert, wo auch die entsprechenden Bezüge auf relevante Forschungstraditionen hergestellt werden. Wie in vielen linguistischen Teildisziplinen, so herrscht auch in der Dialektologie und Variationslinguistik keine Einigkeit in Hinblick auf die Terminologie. Auch Basisbegriffe wie „Regionalsprache“ oder „Standardsprache“ werden je nach Forschungsrichtung oder speziellem Anwendungsbereich unterschiedlich definiert und gebraucht. Während etwa im Kontext der „Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ das Niederdeutsche, also eine Gruppe von Basisdialekten, als „Regionalsprache“ definiert wird (WIRRER 1998, GOLTZ 2009), steht dieser Ausdruck in anderen Kontexten gerade in Opposition zu dem des Dialekts und bezeichnet die mittleren, oft als „Umgangssprache“ bezeichneten Sprach-

lagen (MENGE 1977, LAUF 1996: 194f.). In dem Sprachdynamik-Modell von SCHMIDT/HERRGEN (2011) wiederum steht der Begriff „Regionalsprache“ für das gesamte Sprachlagenspektrum einer Region, wenn folgende Bedingung erfüllt ist:

Regionalsprache – als Komplex von Sprechlagen und Varietäten – ist Sprache, nicht etwa eine Varietät von Sprache. [...] Die Definition impliziert, dass die minimale Bedingung für die Zuerkennung des linguistischen Status Regionalsprache das Vorhandensein mindestens einer standarddifferenten Vollvarietät neben der jeweiligen (großregionalen) Oralisierungsnorm ist. (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 63, 67)

Für Norddeutschland bedeutete dies, „im Großteil Norddeutschlands“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 87) gäbe es nur „Regionalsprachreste [...] die im linguistischen Sinne echten Regionalsprachen wären aufgelöst“ (ebd.). Zur Erfassung der regionalen Makrostrukturen im Norden wäre jedoch demgegenüber das Verhältnis von Systematizität und Regionalsprachlichkeit zu diskutieren: Sprecherurteile weisen darauf hin, dass strukturelle und nicht-strukturelle Differenzen in der Wahrnehmung von Regiolekten anzunehmen sind, in der die Sprecher das sprachliche Kontinuum der „folk languages“ gliedern

(WEINREICH 1954: 399). Regiolekte sind eine empirische Realität im Sprachgebrauch und im Sprecherbewusstsein. Sie stellen ein Ensemble von sprachlichen Merkmalen dar, die teils systematische Verbreitung zeigen, teils lexematisch gebunden sind und Marker unterschiedlicher Standardferne darstellen. Sie stehen als mittlere Sprachlage in der regionalen Reichweite zwischen Dialekten und (gesprochener) Standardsprache (vgl. ELMENTALER/ROSENBERG 2015).

Bei der Erläuterung der im Rahmen des SiN-Projekts verwendeten Termini wird im Folgenden zunächst auf Bezeichnungen unspezifizierter sprachlicher Erscheinungsformen (Varietät, Sprachlage), dann auf Bezeichnungen einzelner Sprachausprägungen (Standardsprache, Dialekt, Regiolekt) und schließlich auf Bezeichnungen auf der Ebene der variiерenden sprachlichen Einheiten (Variantentypen, Allegroformen) eingegangen.

Varietät Neben dem in der ehemaligen DDR-Linguistik gebräuchlichen Begriff der „Existenzform“ ist der Begriff der Varietät heute das wohl verbreitetste Konzept für die Bezeichnung noch unspezifizierter sprachlicher Erscheinungsformen. Gegenüber einer vom Konzept einer homogenen Gesamtsprache ausgehenden Linguistik stellte die Hinwendung zu den Varietäten als Komponenten eines sprachlichen Diasystems einen wichtigen Fortschritt dar, da sie dazu beitrug, die innere Strukturiertheit von Sprachen und die systematischen Zusammenhänge zwischen konventionalisierten Sprachgebrauchsmustern und außersprachlichen Größen wie sozialen Gruppen, Situationen oder Funktionsbereichen zu erfassen (WEINREICH 1954). In der empirischen Praxis wurde allerdings deutlich, dass eine eindeutige Abgrenzung von Varietäten schwer möglich ist, da Varietäten als „funktionale Sprache“ (COSERIU 1974) zwar systematische Diskretheit zeigen, jedoch als „offene“ Systeme interferierenden

Einflüssen anderer Varietäten ausgesetzt sind und dem Wandel unterliegen. Als funktionales System ist die Varietät durch die Systemrelationen ihrer Einheiten, das heißt durch ihre Unterscheidungsfunktion, definiert, auf die hin Sprecher ihre Synchronisationsakte „prototypisch“ ausrichten (GLOY 2010). Die Prototypik, die den Konstruktionen des Sprechers zugrunde liegt, entspricht jedoch nicht notwendig der linguistisch analysierbaren systematischen Diskretheit, sondern unterschreitet sie häufig in Form von lexemgebundenen Salienzstrukturen, die jedoch wahrnehmungs- und handlungsleitend sind (SCHMIDT 2005). Insbesondere in der Regionalsprachforschung ist oftmals umstritten, welcher sprachlichen Gebrauchsform man den Varietätenstatus zuerkennen sollte, da über die Kriterien für die Definition des Varietätenbegriffs keine Einigkeit besteht. So konkurrieren schon in den Forschungsarbeiten, die im Umfeld des Deutschen Sprachatlases und des Marburger REDE-Projekts entstanden, mindestens zwei unterschiedlich akzentuierte Varietätenbegriffe miteinander, von denen der eine mehr strukturalistisch-systemlinguistisch geprägt ist (SCHMIDT/HERRGEN 2011: 51), während der andere den Bezug auf die Wahrnehmung der Sprachbenutzer definitorisch mit einbezieht (LENZ 2003: 389f. in Anlehnung an AUER 1986: 99).

Sprachlage Aufgrund dieser Problematik wird im Kontext des SiN-Projekts auf den Gebrauch des Varietätenbegriffs verzichtet. Statt dessen wird der neutralere Begriff der Sprachlage gebraucht, der als eine durch ein spezifisches Set kovariierender Merkmale charakterisierte, innerhalb einer Sprechergemeinschaft konventionalisierte Sprechweise definiert werden kann, die auf einer gedachten Skala zwischen dem Basisdialekt als tiefster Sprachlage und der standardnächsten Sprachlage eingeordnet ist. Sprachlagen sind untereinander nicht – in sys-



temischem Sinne – diskret, sondern weisen in der Regel gemeinsame Merkmale auf. Kriterien für die Abgrenzung von Sprachlagen sind die Variantenfrequenz und Variantenkombinatorik, die mit quantitativen Verfahren bestimmt werden. Sprachlagen sind „folk languages“ im Sinne WEINREICH (1954: 87). Im Unterschied zum Varietätenbegriff wird bei der Definition von Sprachlagen nicht mit dem strukturalistischen Konzept der Systemopposition gearbeitet, und auch die Frage, inwiefern zwei Sprachlagen von den Sprechern selbst als distinkte Teilsysteme wahrgenommen werden, bleibt zunächst offen. Treten standardnähere und standardfernere Merkmale gemeinsam auf, handelt es sich häufig um regiolektale Sprachlagen, die von den Sprecherinnen als regional markiert interpretiert werden. Die Annahme einer mittleren Sprachlage liegt unseres Erachtens näher als eine Interpretation, die diese Art von Variation als beständiges Code-Switching zwischen den (sozial markierten) Varietäten Dialekt und Standard ansieht (SCHLIEBEN-LANGE/WEYDT 1978).

Dieselbe Sprachlage kann je nach Region, Sprechergruppe oder Individuum in unterschiedlichen situativen Kontexten aktiviert werden, etwa wenn Sprecherin A eine standardnahe Sprachlage nur in formeller Situation verwendet, Sprecherin B dagegen auch in informellen Kontexten. Die Begriffe „Sprechlage“ und „Verdichtungsbereich“ werden nicht verwendet, weil sie die in einer Sprechergemeinschaft geltende Konventionalisiertheit in geringerem Maße erfassen.

Standard(sprache) Unter Standardsprache/Standarddeutsch (oder verkürzt: Standard) wird, anders als in anderen Forschungskontexten (BEREND 2005, SPIEKERMANN 2008, SCHMIDT/HERRGEN 2011: 59-63), die kodifizierte (Aussprache-)Norm des Deutschen verstanden,

deren Merkmale (Standardvarianten) mit denen der alltagssprachlichen Sprachlagen (Nonstandardvarianten) variieren (können). Es kann davon ausgegangen werden, dass diese orthoepischen Regelungen den Sprechern nicht in allen Einzelheiten bekannt sind und insofern nicht durchgängig als Richtschnur für das eigene, intendiert standardnahe Sprechen dienen können. Die Standardsprache dient in der dialektologischen Beschreibung daher zunächst nur als Referenzsystem, auf das die Varianten der dialektalen und regiolektalen Sprachlagen bezogen werden. Sprachgebrauchsweisen, die sich der kodifizierten Norm in starkem Maße annähern, werden als standardnahe Sprachlagen bezeichnet. Die Sprachlage, die beim Vorlesen standarddeutscher Schrifttexte produziert wird, wird als Vorleseaussprache bezeichnet.

Dialekt/Basisdialekt Als Basisdialekte (oder einfach Dialekte) werden – mit Bezug auf die Sprachgegebenheiten in Norddeutschland – alle Sprachlagen bezeichnet, die die zentralen Merkmale² der niederdeutschen Sprache im Wesentlichen (d.h. von gelegentlichen Interferenzen abgesehen) bewahrt haben, insbesondere die unverschobenen Konsonanten *p, t, k, d* (*Perd/Dorp, Tiet/ eten, maken, rieden*) statt *hd. pf/f, ts/s, ch, t*, die alten Langmonophthonge *î, û, ù* (*sien, Huus, Lüde*) statt *hd. ai, au, oi*, die Monophthonge *ê, ô, õ* (*Leef, Book, Döker*) statt *hd. i, û, ù*, monophthongiertes *ê, ô, õ* (*Been, Boom, drömen*) statt *hd. ai, au, oi*, die vokalisch auslautenden niederdeutschen Pronomina *he, wi, ji* statt *hd. er, wir, ihr* und den Einheitsplural der Verben, je nach Region auf *-t* (*wi/ji/ se maakt*) oder *-en* (*wi/ji/ se maken*) statt *hd. -en/-t/-en*. In anderen, weniger zentralen Bereichen können dialektale Sprachlagen ggf. stärkere Konvergenzen mit dem Standarddeutschen aufweisen. Das Berlinisch-Brandenburgische wird nicht als (Basis-)Dialekt bezeichnet, da es als Ergebnis der Um-

strukturierung unter obersächsischem Einfluss (seit dem Ende des 15. Jhs.) Ausgleichsphänomene zeigt, die es aus dem Verband der niederdeutschen Dialekte entsprechend der obigen Merkmalsdefinition aussondern. Bei der Referenz auf mittel- oder oberdeutsche Sprachregionen wird mit dem Begriff Basisdialekt jeweils die standardfernste Sprachlage bezeichnet, mit Regionaldialekt eine regional ausgeglichene Sprachlage, die weniger basisdialektale Merkmale aufweist.

Durch das situative Setting werden im SiN-Projekt zwei unterschiedliche Ausprägungen der niederdeutschen Dialekte eliziert. In einer Übersetzungsaufgabe mit den 40 Wenkersätzen wird eine Sprachlage erfasst, die bei LENZ (2003) als „intendierter Ortsdialekt“ bezeichnet wird und die in der Regel die der einzelnen Sprecherin bestmögliche Annäherung an ihr Konzept vom „tiefsten“ Dialekt beinhaltet. Die Verwendung der Wenkersätze erfolgte trotz gewisser methodischer Einschränkungen (WIRRER 2011) aufgrund ihrer Vergleichbarkeit mit den Dialektdaten des späten 19. Jahrhunderts und des Anschlusses an eine lange Forschungstradition. Demgegenüber repräsentieren die in niederdeutscher Sprache geführten Tischgespräche einen ungesteuerten, nicht vorlagenorientierten Dialektgebrauch, der in der Regel mehr Interferenzen mit dem Standarddeutschen aufweisen dürfte als die Wenkersatz-Realisierungen. Da aufgrund der Bilingualität der Gewährspersonen grundsätzlich mit solchen Interferenzen zu rechnen ist, kann, wenn es um die basisdialektalen Sprachlagen in Norddeutschland geht, auch von „niederdeutsch basierten“ Sprachlagen gesprochen werden. Als niederdeutsch basiert gilt eine Sprachlage, wenn sie die oben genannten Kernmerkmale der niederdeutschen Dialekte im Wesentlichen aufweist, auch wenn in anderen Bereichen Konvergenzen zum Standarddeutschen festzustellen sind.

Regiolekt Zwischen der kodifizierten Norm des Standarddeutschen und den Basisdialekten stehen die mittleren, oftmals der „Umgangssprache“ oder dem „Neuen Substandard“ zugerechneten Sprachlagen, die im SiN-Projekt als Regiolekte bezeichnet werden. Regiolekte sind konventionalisierte Variantensets mit einer höheren arealen Reichweite als der Dialekte und einer geringeren als der Standardsprache. Hierbei können dialektnähere und standardnähere Sprachlagen situationsspezifisch verwendet werden. Die norddeutschen Regiolekte sind, anders als die norddeutschen Dialekte, hochdeutsch basierte Sprachlagen, weisen bei den oben angeführten Variablen also überwiegend die standarddeutschen Merkmalsrealisierungen auf, d.h. die verschobenen Konsonanten *pf/f, ts/s, ch, t*, den hochdeutschen Vokalstand, die Pronomina *er, wir, ihr* und die standarddeutschen Flexionsendungen des Verbalplurals. Zwar können auch in diesen zentralen Merkmalsbereichen dialektale Realisierungen auftreten, sie sind jedoch dort stets lexem- oder morphemgebunden (*dat, wat, ik, keen, ooch; -et*) und rechtfertigen nicht die Klassifikation der entsprechenden Sprachlage als „niederdeutsch“.

Vertikale Differenzierung Mit Blick auf den genannten zentralen Merkmalsbereich sind dialektale und regiolektale Sprachlagen in Norddeutschland grundsätzlich eindeutig differenzierbar. Zwar können vielfache Konvergenzen zwischen dem gesprochenen Hoch- und Niederdeutschen auftreten, in Form niederdeutscher Interferenzen in den hochdeutsch basierten Sprachlagen (z.B. *Tach, Tag, weider, weiter*, apikales *r*, regionaler Wortschatz usw.) oder als standarddeutsche Interferenzen in niederdeutsch basierten Sprachlagen (z.B. keine Vokalrundung bei *bin, bist* und *sind, sch-* statt *s-* vor *l, m, n, w* wie in *schlappen, Schmalt, schnieden, Schwien*, standarddeutsche Syntax).



Dennoch ist anhand der genannten Kernmerkmale eine begründete Zuordnung der Aufnahmen zu den beiden Gruppen (Dialekt vs. Regiolekt bzw. niederdeutsch basierte vs. hochdeutsch basierte Sprachlagen) möglich.

Horizontale (areale) Differenzierung Schwieriger als die Abgrenzung von Regiolekten und Dialekten erscheint die areale Abgrenzung der norddeutschen Regiolekte untereinander. Da im SiN-Projekt kein engmaschiges Netz von Belegorten untersucht werden kann, sondern lediglich 36 Orte im gesamten norddeutschen Raum, ist ein trennscharfer Nachweis der Grenzen von Regiolekten im Sinne von konventionalisierten Sprachgebrauchsformen mit einer gewissen arealen Reichweite kaum möglich. Zwar lässt sich im Falle einer weitgehenden Übereinstimmung mehrerer Ortspunkte hinsichtlich der Variantenkonfiguration eine überlokale Geltung bestimmter Sprachgebrauchsformen (und damit die Existenz von Regiolekten) belegen, doch lassen sich über die räumliche Ausdehnung der Regiolekte keine präzisen Angaben machen. Eine Bestimmung von Isoglossen ist ohnehin schwierig, da sich einzelne Variablen in Hinblick auf die räumliche Verteilung ihrer Varianten unterschiedlich verhalten. Im „Norddeutschen Sprachatlas“ wird es daher zunächst darum gehen, die areale Verbreitung einzelner Sprachmerkmale (mit den genannten Einschränkungen) festzustellen und zu interpretieren, und erst im zweiten Schritt um eine Zusammenschau der Ergebnisse unter dem Aspekt arealer Strukturen auf der Ebene der Regiolekte. Ein weiteres Ziel des SiN-Projekts besteht darin, durch Abgleich mit früheren Beschreibungen ansatzweise die Entwicklungsdynamik dialektaler und regiolektaler Merkmale zu erschließen.

Variantentypen Methodische Grundlage bildet das Verfahren der Variablenanalyse. Untersucht und kartiert werden ausschließlich Sprachmerkmale aus dem Bereich der Phonetik/Phonologie, bei denen innerhalb des norddeutschen Raumes eine areale oder situative Varianz erwartet werden kann. Grundsätzlich können zwei Variantentypen unterschieden werden: a) standardkonforme Varianten und b) standarddivergente Varianten. Als standardkonform werden Varianten bezeichnet, die mit der orthoepischen Norm übereinstimmen, als standarddivergent solche, die davon abweichen, wobei der Fokus auf den Varianten liegt, die nicht allein auf realisationsphonetische Prozesse zurückzuführen sind, sondern einen Bezug zu den unterliegenden Dialekten aufweisen. Hierzu zählen direkte Interferenzen, bei denen eine dialektale Wortform ohne Veränderung in den Regiolekt übernommen wird (*ik*), Hybridebildungen, bei denen einzelne dialektale Elemente übernommen werden (*koofen, großet*), sowie indirekte Interferenzen, bei denen eine standarddivergente Form produziert wird, die nicht auf den Dialekt zurückgeht, etwa analogische Formen wie kurzvokalisches *Gas* (analog zu *Glas, Gras* mit alter Kürze) oder *meen, mein* (analog zu *kleen, een*) und Hyperkorrektsismen wie *Gehichte*, die durch den Versuch der Vermeidung einer dialektalen Variante erklärbar sind. Regiolektale Standarddivergenz bewegt sich jedoch nicht allein linear entlang einer Niederdeutsch-Hochdeutsch-Polarität, sondern zeigt „dritte“ Konvergenzpole, etwa wenn sich im Nordosten des Untersuchungsgebiets Berlin-Brandenburger Merkmale regional weiträumig ausbreiten.

Ein Regiolekt konstituiert sich sowohl aus standarddivergenten wie auch aus standardkonvergenten

Varianten. Hierbei können nicht nur die standarddivergenten, sondern auch die standardkonvergenten Varianten eine areal begrenzte Reichweite aufweisen. So ist die Reichweite von standardkonformen Varianten wie der stimmhaften Aussprache des an- und inlautenden *s* als [z] oder der Realisierung des Suffixes *-ig* [-iç] mit Frikativ weitgehend auf den norddeutschen und Teile des mitteldeutschen Raums begrenzt, so dass diese Formen als „norddeutsch“ im Kontrast zum süddeutschen [s] bzw. [-ik] wahrgenommen werden. Im vorliegenden Kontext werden solche Varianten jedoch nur dann berücksichtigt, wenn sie auch innerhalb des norddeutschen Raumes mit standarddivergenten Formen konkurrieren.

Allegroform Die in einigen Untersuchungen postulierte Abgrenzung regionaler Sprachmerkmale von sogenannten Allegroformen (SPIEKERMANN 2005, 2008: 79-82), also Varianten, die sprachökonomisch motiviert sind und vor allem bei schnellerer Sprechweise auftreten, ist in vielen Fällen nicht sauber zu treffen (LANWER 2015). Zum einen schließen sich die Eigenschaften der Regionalität und der Bindung an Allegrokontakte nicht aus. Beispiele wären allegrosprachliche und zugleich jeweils areal begrenzte

Varianten wie norddt. *n* vs. süddt. *e/a* ‚ein‘ (*n Hund* vs. *e/a Hund*), norddt. *nich* vs. süddt. *net* ‚nicht‘, norddt. *hase/haste* vs. süddt. *hasch(t)/besch(t)/bos(t)* ‚hast du‘, norddt. *rein* vs. süddt. *nei* ‚hinein‘ usw. Zweitens ist die Beschränkung der sogenannten Allegroformen auf Kontexte des schnelleren oder weniger kontrollierten Sprechens für das Deutsche bisher noch nicht empirisch untersucht worden. Zumindest bei einigen dieser Formen, wie etwa *n* ‚ein‘, *so/ne* ‚so eine‘ oder der Tilgung des *-e* bei Verbformen der 1.Ps.Sg. (*ich hab, ich konnt*), scheint die Bindung an informelle Kontexte eine stärkere Rolle zu spielen als das Sprechtempo. Wenn diese Varianten in spontaner Alltagskonversation aber auch bei langsamem Sprechen vorkommen, erscheint die Bezeichnung dieser Merkmale als Allegroformen ungerechtfertigt. Problematisch ist schließlich auch, dass ein und dasselbe Merkmal in manchen Regionen als konventionalisierte Form des Regioleks erscheint, während es in anderen tatsächlich nur bei schnellerer oder nachlässigerer Sprechweise auftritt und somit eher als Allegroform zu werten ist. Hier kann nur die Variantenfrequenz und -verteilung darüber Aufschluss geben, welche Einordnung als plausibler gelten kann (vgl. ELMENTALER/ROSENBERG 2015).

